

Deutschland

»Kultur der Angst«

SPIEGEL-Gespräch Der Militärgeschichtler Sönke Neitzel über das Fremdeln der Deutschen mit der Bundeswehr und den tiefen Riss zwischen Truppe und Führung

Neitzel, 52, lehrt an der Universität Potsdam. Für die Bestseller »Abgehört« und »Soldaten« wertete er Abhörprotokolle der Briten und Amerikaner im Zweiten Weltkrieg aus, die ihre deutschen Gefangenen belauscht hatten. Jetzt erscheint »Deutsche Krieger« (Propyläen; 816 Seiten; 35 Euro), eine Militärgeschichte seit dem Kaiserreich.

SPIEGEL: Herr Neitzel, U-Boote, die nicht fahren, Hubschrauber, die nicht fliegen, Schützenpanzer, die nicht einsatzfähig sind – hat es in 150 Jahren deutscher Militärgeschichte zu Friedenszeiten jemals eine Armee gegeben, die sich in einem so erbärmlichen Zustand befand wie die Bundeswehr?

Neitzel: Wenn man es an den Möglichkeiten der jeweiligen Zeit misst, sicher nicht. Die Reichswehr war auch keine wirklich einsatzbereite Armee, aber das lag an den Beschränkungen des Versailler Vertrags. Woran misst man einen solchen Tiefpunkt? An den finanziellen und rechtlichen Möglichkeiten eines Staates. So gesehen hat die Bundeswehr zwischen 2015 und 2017 sicher den Tiefpunkt der vergangenen 150 Jahre erreicht.

SPIEGEL: Warum sind die Streitkräfte so auf den Hund gekommen?

Neitzel: Weil die Bundeswehr heutzutage vor allem ein innenpolitisches Projekt ist. Streitkräfte müssen einsatzfähig sein, um militärische Gewalt androhen und notfalls auch anwenden zu können. Das war 150 Jahre lang die militärische Logik, auch im Kalten Krieg.

SPIEGEL: Und heute nicht mehr?

Neitzel: Natürlich hat die Bundeswehr immer noch ein außenpolitisches Gewicht. Man braucht eine Armee, weil das wichtig ist für die Nato und die EU. Aber nun kommt es: Diese Soldaten sollen auf keinen Fall dafür eingesetzt werden, wofür sie eigentlich da sind, nämlich zu kämpfen. Die Gefahr besteht auch nicht, weil die Bundeswehr inzwischen ihren Kernauftrag, einen nennenswerten Kampfeinsatz, nicht mehr erfüllen kann, weil sie nicht einsatzfähig ist.

SPIEGEL: Das klingt so, als wäre der miserable Zustand der Streitkräfte bewusst herbeigeführt worden, um nicht in die Ver-

legenheit zu kommen, Soldaten in Kampfeinsätze schicken zu müssen.

Neitzel: Fest steht, dass es in Deutschland nach 1945 eine verständliche Skepsis gegenüber dem Soldatischen gab. Deshalb wurde die Bundeswehr von Anfang an zivil eingeehgt und hatte politisch nie etwas zu melden. Vor 1990 war aber immerhin klar, dass man die Bundeswehr zur Abschreckung braucht, und dafür musste sie einsatzfähig sein. Doch seit dem Ende des Kalten Krieges wird die entscheidende Frage nicht beantwortet: Wofür brauchen wir eigentlich Streitkräfte?

SPIEGEL: Warum drückt sich die Politik vor einer Antwort?

Neitzel: Weil sie spürt, dass es in der Bevölkerung immer noch eine große Skepsis gegenüber dem Militär gibt, vor allem wenn es um Kampfeinsätze geht. Deshalb werden sie auch nicht richtig begründet. Was dazu führt, dass die Skepsis noch stärker wird. Da man aber in der Nato ist, muss man nun ständig zwischen den beiden Polen lavieren, die seit dem Zweiten Weltkrieg gelten: dem »Nie wieder« und dem »Nie wieder allein«. Wenn die Verbündeten also sagen, macht mit, aber wir gehen in einem Kampfeinsatz, dann hat Deutschland ein Problem.



Autor Neitzel

»Dann können wir die Armee abschaffen«

SPIEGEL: Das ja meistens dadurch gelöst wird, dass man am Ende dabei ist, aber möglichst nicht schießt.

Neitzel: Genau, und das führt dann oft zu relativ sinnlosen Einsätzen. Ausbildungsmissionen oder Flüchtlingsrettung durch die Bundeswehr sind innenpolitisch vermittelbar, Bomben auf den IS zu werfen, nicht.

SPIEGEL: Wollen Sie wirklich kritisieren, dass man bei unserer Vergangenheit lieber einmal mehr darüber nachdenkt, ob Soldaten in den Krieg geschickt werden?

Neitzel: Natürlich nicht, vor allem nicht, wenn man sich die klägliche Bilanz der westlichen Auslandseinsätze ansieht. Nein, mir geht es um etwas anderes. Wofür leisten wir uns eine sehr teure Armee mit Panzern, Flugzeugen und Fregatten, wenn gleichzeitig das ungeschriebene Gesetz gilt, sie niemals einzusetzen? Dann können wir sie auch gleich abschaffen.

SPIEGEL: In Ihrem Buch beschreiben Sie, wie der Afghanistaninsatz zum Bruch zwischen der Truppe auf der einen Seite und der politischen und obersten militärischen Führung auf der anderen Seite geführt hat. Was ist da schiefgelaufen?

Neitzel: Die Bundeswehr wurde Ende 2001 nach Afghanistan geschickt, und in Berlin ging man davon aus, in sechs Monaten sei alles vorbei. Eine Friedensmission, ein paar Patrouillen fahren, der einheimischen Bevölkerung nett zuwinken, und der Rest wird sich schon irgendwie von allein erledigen. Das war so in etwa die Vorstellung.

SPIEGEL: Wie wir wissen, kam es anders.

Neitzel: Ja, aus sechs Monaten wurden fast zwei Jahrzehnte, und 2008, 2009 kehrte der Krieg zurück. Nun wurde auch im Norden, wo die Deutschen waren, gekämpft. Mit Raketen, mit Flugzeugen und irgendwann auch mit Artillerie. Aber die oberste militärische Führung und die Politik wollten das nicht wahrhaben. Die Soldaten haben gesagt: Uns sind die Hände gebunden, uns fehlen die Mittel – was sollen wir tun?

SPIEGEL: Und die Politik?

Neitzel: Hat die Antwort verweigert, weil man glaubte, wenn wir ehrlich sind, wird es politisch schwierig. Wir erinnern doch alle noch den Eiertanz um das K-Wort, also um die Frage, ob wir es in Afghanistan mit einem Krieg zu tun haben.

Das Gespräch führten die Redakteure Konstantin von Hammerstein und Klaus Wiegrefe.



FABRIZIO BERNICH / REUTERS

Bundeswehrosoldaten in Afghanistan 2008: »Der einheimischen Bevölkerung nett zuwinken, und der Rest erledigt sich schon von allein«

SPIEGEL: Wie haben die Soldaten reagiert?

Neitzel: Soll ich Ihnen mal vorlesen, was ein Stabsfeldwebel 2008 in sein Tagebuch geschrieben hat, nachdem eine deutsche Kampfoperation abgesagt wurde?

SPIEGEL: Gern.

Neitzel: »Alles im Arsch! Politik ist nur noch ein Scheiß. Ein unglaublicher Geichtsverlust, den wir hier miterleben müssen. Wir sind alle enttäuscht. Aber die Leute, die so was entscheiden, achten nur auf ihre Wähler, opportunistische Hunde. Ich finde für dieses Desaster keine Worte.«

SPIEGEL: Trifft das die allgemeine Stimmung damals in der Truppe?

Neitzel: Ja, ich denke schon. Da schreibt zum Beispiel im Januar 2010 ein Stabs-offizier in sein Tagebuch: »Offensichtlich treibt alle die Sorge vor irgendwelchen Schlagzeilen in Deutschland um. So kann man keinen Krieg führen, bei allem Verständnis für politische Aspekte.« Die Truppe hat doch damals die vielen Bundestags-abgeordneten erlebt, die nach Kunduz kamen und fragten, was wir hier eigentlich machen. Wie bitte, haben die Soldaten gesagt, das müssen Sie uns doch sagen, Sie haben uns schließlich nach Afghanistan geschickt. Wir sind doch eine Parlaments-armee.

SPIEGEL: Ist dieser Riss, der sich damals zwischen Bundeswehr und Führung aufgetan hat, inzwischen gekittet?

Neitzel: Nein, die Lage hat sich nach Afghanistan in der Amtszeit Ursula von der Leyens noch einmal verschärft.

SPIEGEL: Dabei hat von der Leyen doch immerhin dafür gesorgt, dass die Bundeswehr nach zweieinhalb Jahrzehnten des Sparens wieder mehr Geld bekam.

Neitzel: Ja, sie hat in der Tat viel erreicht, aber als der Kampfeinsatz in Afghanistan 2014 beendet wurde, war der Zusammenhalt zwischen Truppe und Führung massiv gestört. Und ausgerechnet jetzt kommt eine Ministerin, die mit dem Soldatischen hadert und sich nicht vor Waffen ablichten lassen will. Die sich um Flachbildschirme und Schwangerschaftsuniformen kümmert. Alles schön und gut – aber das ist nicht der Kern von Streitkräften. Als sie dann nach der Festnahme des mutmaßlich rechtsextremen Offiziers Franco A. der Truppe ein allgemeines Haltungsproblem bescheinigt hat, da ist der Faden endgültig zerrissen.

SPIEGEL: Nur zu ihr oder auch zur Generalität?

»Der Generalinspekteur wäre der Held seiner Soldaten gewesen, wenn er Rückgrat gezeigt hätte.«

Neitzel: Nicht zu allen, aber auf jeden Fall zum damaligen Generalinspekteur Volker Wieker. Er wäre der Held seiner Soldaten gewesen, wenn er damals Rückgrat gezeigt und gesagt hätte: So geht das nicht. Auch wenn das möglicherweise seinen Rücktritt bedeutet hätte. Das haben die Soldaten vermisst, und das kann ich an Quellen nachweisen.

SPIEGEL: Sie beschreiben in Ihrem Buch eine »Kultur der Angst«, die unter von der Leyen im Ministerium geherrscht habe.

Neitzel: Das stimmt, doch für die war wohl schon Volker Rühle verantwortlich, nachdem er 1992 Ressortchef wurde. Aber ein Minister kann die Kultur eines Hauses nie ganz allein prägen. Dazu gehören schon mehrere. Und wenn die Generäle sich nicht trauen, fachlich gegen die politische Leitung zu argumentieren, dann ist das auch ein Problem der Militärs.

SPIEGEL: Ist Duckmäuserkultur im Ministerium Ausnahme oder Regel in der deutschen Militärgeschichte?

Neitzel: Bis auf wenige Ausnahmen hat die militärische Führung das Primat der Politik immer akzeptiert. Aber früher ist die Generalität viel selbstbewusster aufgetreten. Nehmen Sie den Heeresinspekteur Albert Schnez, der 1969 eine Studie zur Reform des Heeres verfasste. Sie wurde an die Presse durchgestochen, riesige Aufregung, aber Schnez duckte sich nicht weg. Das wäre heute undenkbar.

SPIEGEL: Der General und spätere SPD-Bundestagsabgeordnete Friedrich Beermann, der die Formulierung vom »Staatsbürger in Uniform« prägte, hielt Schnez für einen »in der Substanz echten Faschisten«, dem er sogar einen Putsch zutraute.

Neitzel: Das war übertrieben. Schnez hatte die Sorge, die Bundeswehr könne ihren Auftrag nicht mehr erfüllen. Es war der Höhepunkt der Studentenbewegung, die Zahl der Verweigerer stieg dramatisch. Beermann zitiert in seinem Tagebuch Offiziere, die am liebsten das Feuer auf die Studenten eröffnet hätten. Casinogeschwätz untergeordneter Ränge. Ich habe keinen Hinweis darauf, dass Schnez oder andere Generäle die Macht an sich reißen wollten.

SPIEGEL: Der Bundesnachrichtendienst notierte 1970, Kanzleramtschef Horst

nes »Tiger«-Panzers im Spind gefunden wird, heißt es gleich »Nazi«, aber darum geht es doch gar nicht.

SPIEGEL: Worum dann?

Neitzel: Die Kampftruppe braucht Vorbilder, an denen sie sich handwerklich orientieren kann. Dann landet man automatisch bei der Wehrmacht, denn schließlich musste die Panzertruppe in der Geschichte der Bundeswehr zum Glück noch nie kämpfen. Die Soldaten wissen doch, dass die Wehrmacht einen verbrecherischen Vernichtungskrieg geführt hat, aber natürlich gibt es eine militärische Tradition, auf die sie sich berufen möchten.

SPIEGEL: Warum eigentlich? Polizisten oder Feuerwehrmänner kommen auch ohne Tradition aus.

Neitzel: Bei Soldaten geht es in letzter Konsequenz um Sterben und Töten. Das

Neitzel: Die Bundeswehr wurde von 13 000 Wehrmachtoffizieren aufgebaut. Da gab es natürlich eine große Kontinuität in vielen militärischen Fragen. Man übernahm die Verklärung der handwerklichen Exzellenz der Wehrmacht und übertrug sie auf sich selbst. Die Bundeswehr trat ja damals in der Nato mit einem ungeheuren Selbstbewusstsein auf, obwohl man gerade einen Krieg verloren hatte.

SPIEGEL: Wie erklären Sie das?

Neitzel: In der Bundeswehr gab es 466 Heeresgeneräle, die im Zweiten Weltkrieg gekämpft hatten. Die meisten von ihnen hatten ihre Kampferfahrungen in der Siegesphase 1941/42 gesammelt. In der zweiten Kriegshälfte war fast keiner von ihnen mehr an der Front, da saßen sie in Stäben oder waren verwundet. Die Katastrophen-erfahrungen der Niederlage hatten viele dieser Bundeswehroffiziere nicht mehr an der Front erlebt. Deshalb hingen viele dem Mythos an, die Wehrmacht sei die beste Armee der Welt gewesen.

SPIEGEL: Ein Mythos, zu dem auch die siegreichen Alliierten eifrig beitrugen.

Neitzel: Ja, weil damit ihr Sieg über die angebliche deutsche Supertruppe noch mehr glänzte.

SPIEGEL: Und was stimmt nun?

Neitzel: Ab 1943 verlor die Wehrmacht dramatisch an Professionalität. Sie beherrschte nur den Bewegungskrieg, mit dem sie anfangs sehr erfolgreich war. Aber dann schaffte sie es nicht, sich auf die Verhältnisse in der zweiten Kriegshälfte einzustellen, als es nicht mehr um Bewegung, sondern um Feuerkraft ging. Die Wehrmacht war anders als die kaiserliche Armee im Ersten Weltkrieg nicht lernfähig.

SPIEGEL: Lag das an Adolf Hitler?

Neitzel: Nein, eher an den Generälen.

SPIEGEL: Was bedeutete das für die Leistungsfähigkeit der Bundeswehr, wo sie sich doch anfangs so sehr auf die militärischen Traditionen der Wehrmacht bezog?

Neitzel: Ich habe mir angeschaut, wie die Verbündeten und der Warschauer Pakt über die Bundeswehr urteilten. Sie haben die deutschen Streitkräfte als kampfkraftige Armee eingeschätzt. Im Gegensatz zur Bundeswehrführung selbst, die sich in den Sechziger- und frühen Siebzigerjahren sicher war, dass man einem sowjetischen Angriff allenfalls zwei bis drei Tage standhalten könne. Diese Einschätzung änderte sich erst mit der Hochrüstung Mitte der Achtzigerjahre.

SPIEGEL: ... als Michail Gorbatschow im Kreml an die Macht kam, der ganz sicher nicht angreifen wollte. Dann war also die Kampfkraft der Bundeswehr am größten, als die Bedrohung am geringsten war?

Neitzel: Ja, eine Ironie der Geschichte.

SPIEGEL: Herr Neitzel, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.



Deutsche Panzerereinheit in Nordafrika 1942: »Die Wehrmacht war nicht lernfähig«

Ehmke fürchte einen Staatsstreich von Bundeswehrgenerälen gegen SPD-Kanzler Willy Brandt.

Neitzel: Dass Sozialdemokraten solche Ängste umtrieben, kann ich verstehen, aber sie entbehren jeder Grundlage.

SPIEGEL: Bei den Bundestagswahlen 1969 haben Dutzende Offiziere für die rechtsradikale NPD kandidiert.

Neitzel: Ja, aber die höchsten Ränge waren ein Oberst und ein Kapitän zur See. Die Generalität und eine riesige Mehrheit des Offizierskorps standen loyal zur Bundesregierung.

SPIEGEL: Warum hat die Bundeswehr in ihrer Geschichte immer wieder alte und neue Nazis angezogen?

Neitzel: Es gab und gibt in der Bundeswehr nicht mehr Rechtsradikale als im Durchschnitt der Bevölkerung. Aber leider hat es die Bundeswehr bis heute nicht geschafft, eine eigene Tradition aufzubauen. Wenn bei einem Soldaten das Modell ei-

unterscheidet diesen Beruf von anderen. Traditionsbezüge gibt es in jeder Armee der Welt.

SPIEGEL: Bundeswehrosoldaten sind an das Völkerrecht gebunden und sollen im Einsatz das Leben von Zivilisten unbedingt schonen. Schon allein das verbietet doch eine Orientierung an der Wehrmacht.

Neitzel: Es stimmt, dass die Wehrmacht als Institution nicht traditionswürdig sein kann, aber Gegenfrage: Wofür ist denn ein Schützenpanzer oder ein »Eurofighter« da? Doch nicht für die Flüchtlingshilfe. Es ist ein militärisches Handwerkszeug, und wenn ein Panzerkommandant vor der Aufgabe steht, mit einer 120-Millimeter-Kanone auf vier Kilometer einen feindlichen Panzer auszuschalten, dann kann er sich durchaus auch daran orientieren, wie man das in der Wehrmacht gelöst hat. Nur darum geht es.

SPIEGEL: Wie viel Wehrmacht steckt in der Bundeswehr?